

(Nachdruck verboten.)

7) Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Dem Frühling folgte der Sommer. In den Freistunden beschäftigte sie sich in dem großen Garten. Ein starker üppiger Gras- und Laubgeruch erfüllte die Luft. Die Obstbäume strotzten von Blüten. Zuweilen war es dort so still, daß sie vergaß, wo sie war, sie glaubte dieses kleine Königreich allein zu besitzen und schweifte in die Ferne. Ueber ihrem Kopfe flogen die Vögel, die unter dem Dache des großen Hauses nisteten. Das Laub schloß sich hinter ihr und sie setzte sich in's Gras und sah nur Laub und blauen Himmel, hörte nur Vogelstimmen und das ferne Rauschen des Baches. Und die ganze Welt mit den schlimmen Erinnerungen schwand — weit hin.

Als sie in dieser Weise eines Sonntags abends umherging, stand jemand auf der Veranda und beobachtete sie. Es war Flaten, aber sie sah ihn nicht, sie schritt ruhig hin und her, trug ein helles, lose sitzendes Kleid und einen breiten Schutzhut auf dem Kopfe.

„Boß tausend,“ dachte er, „wahrhaftig ein stattliches Weib.“

Er hatte bemerkt, daß sie in letzter Zeit zusehends wohlher und röter aussah. Und unbewußt begann er die Mahlzeiten zu verlängern, weil er in ihrer Gesellschaft besser gelaunt war und sowohl Geschäftsorgen als trübe Erinnerungen vergaß.

Jetzt rief er hinterher: „Fräulein Holt!“

Sie blickte fast erschreckt auf. Sie hatte ihn noch nicht zurück erwartet und fühlte sich ertappt. Als sie über den Rasenplatz schritt, errötete sie unter dem Schutzhute und lächelte verlegen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie und blieb abwartend am Fuße der Treppe stehen, sich auf eine Stange stützend. Er hatte sie angerufen, ganz auf's Gratewohl, und wußte im Augenblick nicht, was er sagen sollte.

Aber wie sie in dieser Stellung stand, sah sie schön aus. Die Hand, die die Stange hielt, war braun und wohl gesonnt. Der Ärmel war zurückgestrichen und entblößte einen runden weißen Arm, von dünnen goldgelben Flaumhaaren bedeckt. Sie hatte die blendende klare Haut, die junge Frauen kurz nach der Niederkunft bekommen und obendrein hatte der Sommer ihr einen Hauch von Sonne und Gesundheit verliehen. Die scharfen Züge hatten sich gerundet, das heimliche Leid verlieh dem kräftigem Gesichte einen durchgeistigten Schein.

In ihrem hellen, lose sitzenden Kleide stand sie vor den grünen Laubbäumen und senkte die langen dunkeln Augenwimpern, während sie abwartend die Schuhspitze in den Sand scharrte.

Endlich mußte er etwas sagen. „Fräulein Holt,“ begann er, „mir ist bange, daß Sie sich hier zu Tode langweilen. Morgen mache ich einen Ausflug nach Gothenburg, ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollten, Sie könnten sich etwas auslüften. Was meinen Sie dazu?“

Sie blickte auf ihre Schuhspitze und überlegte kurz. Dann hob sie die langen Augenwimpern und lächelte: „Vielen Dank, ich fahre gern mit Ihnen,“ sagte sie und errötete unwillkürlich.

Aber als sie ihm durch die Straßen der großen Stadt folgte, packte sie wieder die Angst, einen Bekannten an der nächsten Ecke zu treffen. Sie lachte sich selbst aus, konnte die Angst jedoch nicht fortlassen. Sie verfolgte sie wie ein Schatten.

Als sie wieder zurückkehrte, war ihr klar, daß sie während der ganzen Reise nicht fähig gewesen, sich zu amüsieren. Im täglichen Getriebe konnten unversehens lichte Stunden kommen. Aber sie vermochte sich nicht wesentlich, wie andere Menschen, zu erheitern, nein, da kamen die bösen Erinnerungen in die Quere und versperrten ihr den Weg. Und wenn sie bis an's

Ende der Welt reißt — sie würden ihr folgen. Würden ewig und immer folgen.

Der Schaukelstuhl stand still.

„Ja so, Regina. Und doch gehst Du umher und lägst täglich hundertmal, um alles zu verbergen. Würde es viel schlimmer sein, wenn Du die Maske abrißest?“

Aber sie fuhr auf und errötete sofort.

„Nie! Du mußt es aushalten! Mutter darf diesen Kummer nicht tragen! Und Du selbst? Bist Du nicht genug gedemüthigt?“

Das Benehmen des Großhändlers wurde immer auffälliger. Einige Augenblicke verwirrten sie. Seine Besorgtheit um sie erschien fast lächerlich. So oft er von seinen Reisen zurückkehrte, erhielt sie Geschenke, als sei sie seine Gattin.

Da erwachte ein peinlicher Gedanke in ihr: „Sib acht, dies ist eine Einleitung. Eines Tages schleicht er sich an Deine Türe und klopft an. Die Männer gleichen einander. Wer weiß, vielleicht ist alles von Anfang an geplant?“

Und ein wildes dumpfes Hohngelächter stieg in ihr auf, mußte jedoch unterdrückt werden, bis sie des Abends allein war.

In den Zimmern benahm sie sich, wie früher, wenn sie ihn jedoch anblickte, dachte sie tiefinnerlich: „Ja, komme nur! Ich werde Dich am Kopfe fassen und die Treppe hinunter werfen.“

In einem Zimmer hing ein großes Bild der Frau Flaten, mit Trauerflor umzogen. Der Großhändler stand öfter, als je, davor und starrte hinauf, als wollte er sie deutlich in seiner Erinnerung heraufbeschwören. Oft saß er auf einer Chaiselongue unter dem Bilde und blickte hinauf, als wolle er darunter Schutz suchen und die Verstorbene bitten, ihn nicht loszulassen. Der alte Witwer kämpfte auf seine Weise.

VII.

Wie lange wirst Du hier bleiben? Wo wirst Du später hingehen? Kannst Du nächstes Jahr Deine Mutter wiedersehen und kannst Du jetzt schon einen bestimmten Tag, eine Woche oder einen Monat herbeisehnen? Nein, Du kannst es nicht. An dem Tage, da Du ihr unbefangenen in's Auge sehen kannst, bist Du frech, wie eine Strafendirne. An dem Tage, da Du die Wahrheit sagst und alle Deine Lügen enthüllst, tötest Du sie. Es gibt keinen Mittelweg. Du kannst sie nie wiedersehen. Sie fühlte sich wie zu harter lebenslänglicher Strafe verurteilt. Wann es ihr richtig zum Bewußtsein kam, konnte sie plötzlich die Keller zu Boden fallen lassen. Was half es, daß man sie hier achtete, wenn niemand in ihre Seele blicken konnte?

Lange Abende hindurch stierte sie wie auf ein Rechenbrett und wiederholte stets das gleiche Spiel: „Wenn Du damals im Hochland so oder so gehandelt hättest. In dieser Welt muß man vorsichtig und richtig spielen. Man darf ihn nicht in's Zimmer treten lassen — muß den Riegel vorschieben, dies reizt ihn, aber er achtet Dich höher. Manche haben gute glückliche Eltern, gute Erziehung und Brüder, die ihnen zur Ehre gereichen. Und wenn man sich dann in jemand verliebt, so heiratet man ihn, und wenn das Kind kommt, so freut sich alle Welt darüber, und man braucht es nicht für Geld zu verkaufen. Entweder besitzen diese Menschen die Gabe, richtig zu spielen, oder der liebe Gott spielt für sie. Aber einzelne machen einen Fehlzug — und das ganze Leben ist verloren — verloren — verloren, und ewig verloren.“

Und sie begann ihr Spiel von neuem und strengte sich an, richtig zu spielen. Wenn sie so gehandelt hätte . . . und so . . .

Die Briefe der Mutter drangen ihr wie ein warmer Hauch zu Herzen. Und weil sie in der Zukunft nichts Lichtes gewährte, begann sie ihre Zuflucht zu lieben Erinnerungen zu nehmen, beschwor das Bild der Mutter herauf, das kleine Haus auf der Insel, die Seebögel, das Meer.

Wie um der Mutter ein Opfer zu bringen, begann sie wieder ein Abendgebet zu sprechen, sie kam ihr dann so seltsam nahe und glaubte beinahe mit ihr zu sprechen. Dann begann sie in die Kirche zu gehen, hier trat die kindliche Unschuld noch lebendiger hervor, sie glaubte wieder zwischen Vater und Mutter zu sitzen. Die Kirche war klein und ärmlich, und die Gemeinde bestand zumeist aus Fabrikarbeitern. Die Reute begannen sich an das junge, schwarz gekleidete Weib

zu gewöhnen, das jeden Sonntag mit dem Gesangbuche in der Hand zur Kirche wanderte und sich auf einen abseits gelegenen Platz setzte. Die Orgel und der Psalmengesang gefielen ihr am besten. Darin fand ihr unglückliches Empfinden eine merkwürdige Linderung, im Psalm stieg es mit tausend harmonischen Stimmen empor, in der Orgel rollte es weit und tief, und sie sang mit und erzählte alles förmlich, ohne sich zu verraten.

Aber der alte Prediger, der eine ganz andere Tracht trug, als der Pastor in ihrer Heimat, sprach streng über Gottes Wille. „Wenn Du Dich ernstlich befehlen willst,“ dachte sie, „so mußt Du Dich wohl auf Gnade oder Ungnade ergeben. Aber gesetzt, er hat einen anderen Willen als Du. Zum Beispiel, Du sollst die Maske abwerfen und Mutter alles erzählen! . . . Nie! Er mag mich strafen, aber ich tue es nie.“

Dann kam wieder Gesang. Ein großes, warmes Einverständnis, das nichts verlangte, nur linderte, sie nur erzählen ließ.

In die Kirche sah sie auch jeden Sonntag den Arzt des Kirchspiels kommen, am Arme führte er eine ältere Frau. Sie konnte wohl kaum seine Mutter sein, sie sah wie eine Arbeiterfrau im Sonntagsstaate aus, aber beide kamen stets zusammen, setzten sich nebeneinander und sangen aus demselben Buche.

Bei Tische brachte Regina eines Tages die Sprache auf beide. Der Arzt war als ein wohlthätiger Mann bekannt. Unterstützte er diese Frau?

Der Großhändler trocknete sich den Mund mit der Serviette und lächelte dann etwas seltsam.

„Nein,“ begann er, „sie ist wirklich seine leibliche Mutter. Sie war freilich nie verheiratet, aber sie hat gewaschen und gearbeitet, um den Knaben vorwärts zu bringen und jetzt heimst sie die Ehre ein.“

„Nein, wirklich!“ sagte Regina und sah höchst interessiert drein.

„Ja, der Sohn nimmt sie überall mit und sagt zu hoch und niedrig: „Dies ist meine Mutter!“ und er macht gar kein Hehl daraus, daß die Formen nicht ganz in Ordnung sind. Das arme alte Mädchen möchte sich am liebsten abseits verstecken, aber er pufft sie immer nach vorn. Zweifellos geht er nur in die Kirche, um die Alte zu erfreuen und jedem man zu zeigen, daß er ihr Sohn ist. Es ist schon fast zur Marotte bei ihm geworden.“

Zuerst sah Regina ihr eigenes Kind und begann vor sich hinzustarren, wobei sie den Löffel auf dem Teller vergaß. Aber dann warf sie sofort einen Blick auf den Großhändler und dachte: „Ob er mit allem etwas Tieferes meint? Sei vorsichtig — nimm Dich in acht — ich, lache und sprich über etwas anderes!“ Und sie tat es.

Aber ehe sie das Abendessen nahmen, hatte sie schon herausgefunden, daß er sich dabei nichts Besonderes gedacht hatte. Und da sagte sie wie im plötzlichen Einsinn:

„Aber wie reden die Leute über den Arzt und seine Mutter?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Proudhon am Setzkasten.

Die vom Abgeordneten Genossen Eugen Fourniere in Paris herausgegebene „Revue Socialiste“ beginnt jetzt mit der Veröffentlichung eines interessanten Artikels über die Jugendzeit des französischen Sozialisten Proudhon, mit dem bekanntlich Karl Marx manchen Strauß ausgesprochen hat. Der Verfasser dieser Erinnerungen ist ein Jugendfreund Proudhons, namens August Jabel, ein begeisterter Anhänger der Fourier'schen Schule. Jabel, der in Arbois eine Druckerei besaß, bekam im Jahre 1831 einen höchst merkwürdigen Druckauftrag: es spielte damals vor dem Tribunale seines Ortes ein gewaltiger Prozeß, den die Bauern von etwa 60 Walddörfern des Juras gegen die Prinzen von Arenberg angestrengt hatten. Um alle Holzrechte ging der Streit. Die Bauern bestritten sie den Prinzen, waren sich aber auch untereinander nicht einig; einer von jenen Rechtsstreiten, die die Freude der Anwälte, die Verzweiflung der Richter und das Verderben der Parteien sind! Das Beweismaterial in jener Sache bestand in einer Menge sehr alter Urkunden, die zum Teil bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zurückreichten und natürlich in einem nichts weniger als leicht lesbaren Mönchslatein verfaßt waren. Um sich ihr saueres Amt ein wenig zu erleichtern, beschloßen die Richter, daß die alten Urkunden abgeseht und dem Gerichtshofe gedruckt vorgelegt werden sollten. Dies war der Auftrag, der dem Drucker Jabel zufiel. Zu seiner Ausführung stand ihm nicht allzuviel Zeit zur Verfügung, da das Gericht oder die Parteien

sehr stark auf den Abschluß des Prozesses drängten. In etwa sechs Monaten mußte die ganze Arbeit beendet sein. Dazu kam, daß Jabel in seiner Offizin keinen Setzer hatte, der eine genügende Fertigkeit in der Entzifferung und Rechtschreibung des mittelalterlichen Lateins besaß. Da er selbst die Arbeit in der angegebenen Zeit unmöglich beenden konnte, so sah er sich nach einer geeigneten Hilfskraft um und wandte sich zu dem Zwecke an einen alten Freund, der in einer damals sehr bedeutenden Druckerei in Besancon angestellt war.

Herr Plumey, so hieß der Freund, wußte sofort Rat: „Dein guter Stern bringt Dich zu mir,“ so begrüßte er den Fragenden. „Vorgestern hat mein Kollege Proudhon seinen Posten als Korrektor bei uns aufgegeben, um die Chefredaktion des „Impartial“ (d. h. des Unparteiischen) zu übernehmen; gestern hat er sie aber schon wieder niedergelegt, seit heute morgen liegt er also auf dem Pflaster.“

Proudhon sah während dieses Gespräches in seinem Zimmerchen und beschäftigte sich mit der Ordnung seiner Auszüge aus wissenschaftlichen Werken. Sein erster Ausflug auf das Gebiet der politischen Schriftstellerei hatte einen jähen Abschluß gefunden; durch lödende Versprechungen hatte man ihn veranlaßt, die Stelle beim „Impartial“ anzunehmen, aber man hatte bei den Verhandlungen einen Umstand verschwiegen, der es einem Manne von Ehre ganz unmöglich machte, die Stellung zu behalten.

Am Morgen des Beginns seiner Redakteurherrlichkeit sah er in seinem Bureau und schrieb eiligst seinen Leitartikel. Dann rief er den Redaktionsdiener und gab ihm das fertige Manuskript mit den Worten: „Da, lauf los, in einer Viertelstunde kannst Du auch das Vermischte und die Annoncen holen!“

„In einer Viertelstunde? Aber, Herr Redakteur, das ist ja ganz unmöglich!“

„Na, warum denn,“ entgegnete Proudhon.

„Dis zur Präsektur ist ein tüchtiger Weg, und dann muß ich doch auch noch warten, ob der Herr Präsekt nichts zu ändern findet!“

Der Mann hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da hatte ihm der neu gebadene Chefredakteur das Manuskript schon aus der Hand gerissen und es ins Feuer geworfen!

„Wenn der Besizer kommt, dann sagen Sie ihm nur, ich sei meiner Wege gegangen.“

Proudhon war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt, in der Druckerei der Gebrüder Gauthier hatte er mehrere Jahre am Setzkasten gestanden, bevor er zum Korrektor aufgerückt war. Eine Aufgabe, wie sie ihm sein Kollege Jabel jetzt bot, half ihm nicht nur aus der Not der Stellenlosigkeit heraus, die der junge Mann in seinem Selbstbewußtsein wohl nicht allzuschwer empfand, sondern schneidete auch seinem Verußstolz; so nahm er denn ohne Besinnen die Stelle in Arbois an, zumal ihm Land und Leute dort besagten.

Jabel, der im Wagen heimgekehrt war, glaubte seinem neuen Mitarbeiter einen Dienst zu leisten, indem er ihm ein Zimmerchen neben dem seinen besorgte und an seinem Tische auch für ihn ein Gedek mit auflegen ließ. Als aber Proudhon, der den Weg zu Fuß zurückgelegt hatte, in Arbois ankam, hatte er für diese liebenwürdige Fürsorge nur einen murrigen Dank übrig, so sehr liebte er seine Freiheit und Unabhängigkeit von anderen Menschen, daß er auf alle Fälle sein eigenes Zimmer haben wollte. Jabel zog darum mit ihm aus, um ein passendes Lokal ausfindig zu machen. Bei einem alten pensionierten Hauptmann, einem Ueberbleibsel der großen Armee, fanden sie, was sie suchten. Der Invalide, dessen Pension nicht ausreichte, um ihn und seine zahlreiche Familie zu ernähren, hielt eine kleine Weinwirtschaft, in der die bei ihm wohnenden Chambregarnisten einen bequemen Mittagstisch bereit fanden.

Die sechste Stunde des anderen Morgens fand Proudhon bereits an seinem Setzkasten. Der Abbot, der die kostbaren Dokumente der Arenberg'schen Familie in Verwahrung hatte, verlangte anfangs, daß ihm die Originale, die Proudhon und Jabel absehten, alle Abend wieder in sein Haus zurückgetragen wurden; bald aber legte er selbst keinen Wert mehr auf diese Förmlichkeit, sondern vertraute die wichtigen Papiere den beiden Buchdruckern ohne weiteres an.

Da die Arbeit Proudhons einen besonderen Charakter trug, auch in ungewöhnlichen Lettern zu setzen war, so wurde sie nicht nach dem gewöhnlichen Tarif bezahlt. Jabel und er hatten ein Abkommen getroffen, das ihm ermöglichte, ohne große Schwierigkeiten in acht Stunden seine fünf Francs zu verdienen. Oft sah ihn Jabel schon um 2 oder um 3 Uhr aus der Druckerei fortgehen, wenn er seine durchschnittliche Zeilenzahl fertig gestellt hatte. Ein Notar des Ortes, der sich für den gelehrten Setzer lebhaft interessierte, holte ihn fast jeden Nachmittag zu einem Spaziergange ab, auf dem dann politisiert und philosophiert wurde. Jabel, den sein Geschäft mehr in Anspruch nahm, konnte sich nicht immer daran beteiligen, aber auch er verbrachte manche Stunde in lebhaftem Meinungskampf über die Lehren Fouriers oder ein aktuelles politisches Thema mit seinem Setzer. Proudhon hatte die Angewohnheit, sich immerfort Notizen zu machen. Kein Spaziergang, von dem er nicht die eine oder andere Bemerkung in seinem Taschenbuch oder auf einem Zettelchen heimgebracht hätte. In seiner Wohnung bewahrte er einen ganzen sorgsam verschlossen gehaltenen Kasten mit solchen Entwürfen und Exzerpten auf. Jabel hat uns einen dieser Zettel wiedergegeben, der in einem feststimmenden Durcheinander allerlei Bemerkungen über die ökonomische Funktion des Kapitals und über den Alexikalischen Einfluß enthält; der Schluß lautet kurz und bündig: Delenda Carthago! (Carthago muß zerstört werden!).

Im Laufe des Monats Dezember 1831 war der erste Band der Klagebeantwortung, der die Urkunden enthielt, ausgefakt, und Proudhons Tätigkeit damit zu Ende. Zabel machte auch keinen Versuch, Proudhon zurückzuhalten, da er wohl sah, wie sich der junge Mann auf seine Freiheit freute. Nur ungern ließ er ihn freilich ziehen, da er ihn in der Zeit ihrer gemeinsamen Arbeit lieb gewonnen hatte. Und noch jemand war in Arbois, der mit tiefer Trauer dem Scheidetrage entgegenbangte; das war des alten Hauptmanns Tochterchen Karoline, eine stille stolze Schöne, mit der Proudhon kaum einige Worte gewechselt hatte, die aber eine unaustilgbare Neigung zu ihm gefaßt hatte. Gerade, weil diese Liebe niemals sich zu äußern wagte, glühte sie um so verzehrender. Das arme Kind ist daran zugrunde gegangen. Proudhon aber zog bald nach Paris, um sich dort ganz der Politik zu widmen. In seinem wechselvollen Leben ist die Zeit, da er in Arbois am Sechststen stand, gewiß auch für ihn unvergeßlich gewesen. —

Kleines feuilleton.

— Die Bachhühner der Frau Kantor von Peplovitz waren bekannt und berühmt im ganzen Ländle. Schade, daß man sie nur einmal im Jahre vorgefakt bekam, an dem Tage, da man das Kirchenfest feierte. Anfang Juli war das, wenn das Korn sich verfärbt; da machten sie sich auf, die alten und die jungen Lehrer, der und jener mit Frau und Tochter, um bei dem Amtsbruder als Gäste vorzusprechen. Nicht für ein „Danke schön!“ Sie zahlten mit — Leistungen.

Die damaligen Dorfschulmeister unterschieden sich in zwei Stücken von den jetzigen Herrn Lehrern: Sie verstanden sich durch die Bank auf Obstzucht, und jeder war ein tüchtiger Musiker. Mancher spielte alle Instrumente. Und mit ihrer Kunst zahlten sie für die Festbraten. Sie spielten den Peplovitzern eine Festmesse vor, wie ich so etwas auf einem Dorfschor seitdem nie wieder gehört. Der Kantor dirigierte, und an der Orgel saß und spielte den bezifferten Satz vom Blatt weg ein blutjunger Müllerergesell.

Der Kantor! Mit dem war ich weilläufig verbandt. Es war schon bald nicht mehr wahr. In seiner Jugend war er Pringeger und Konzertmeister einer Kapelle gewesen, weit in der Welt herumgekommen, bis tief nach Rußland hinein. Als alter Mann hatte er zum drittenmal geheiratet, eben die, deren Bachhühner berühmt werden sollten. Die Tante war dürr, zaunrappebär. Und wenn man ihr schmeicheln wollte, sagte man, sie sei beinahe „genau“. So konnten Viele es sich nicht zusammenreimen, weshalb die Frau am Tage des Kirchenfestes es so hoch hergehen ließ. Ich fragte danach nicht, stellte mich bei jedem Fest ein, mit der Mutter.

So war der Tag des heiligen Ulrich wieder einmal gekommen. Der Mann ist übrigens auch Stadtpatron von Augsburg und überall geschätzt, wo man gern Bier trinkt.

Während der Predigt gelang es mir, mich hinauszudrücken. Den Kirchberg hinab! Und, wie aus der Erde gewachsen, stand ich mit einem Male vor der Mutter und der Tante, die in einem großen, eisernen Topf, in dem ausgelassene, ungesalzene Butter brodelte und spritzte, nach Bachhühner-Vierteln fischten. Die roten Gesichter sahen nicht besonders freundlich aus. Aber ich mochte wohl dagestanden haben wie ein Jagdhund, mit hängenden, gierigen Leffen: Das harte Herz der Tante bekam einen Stoß. So dachte ich wenigstens. Sie gab mir ein Stück und sagte ganz kakenfreundlich:

„Da ih', geh' aber in die Schulstube hinüber, daß Dich niemand sieht.“

Wah, wie ich immer war, folgte ich aufs Wort. Im Schulzimmer, aus dem man die Bänke geräumt hatte, stand eine lange, gedeckete Tafel. Ich setzte mich oben an und ließ mir's schmecken. Aber nichts dauert ewig. Und mit sechs, sieben Jahren ist man gar nicht satt zu kriegen. Als ich die Knochen zum drittenmal abgenagt hatte, ging ich wieder hinüber.

Sagte die Tante, während sie die gehäufte Schüssel betrachtete: „Es langt nicht!“

Und die Mutter meinte: „Ich glaub' auch.“

Schnell war die Lehrerin aus dem Zimmer. Aber ich kam ihr nach und sah, wie sie im Stall ein junges Kaninchen erwischte, ihm hinter die Ohren schlug und sogleich den Balg abzog.

Nach einer Weile rannte ich mit einem Anlauf in die Küche. Die Mutter stellte sich sofort vor die Tante, die mit einem blutigen Messer hantierte, und schrie: „Nimm Dir noch ein Stück und geh!“

Ich suchte mir das schönste aus. Draußen in der Schulstube saßen schon einige alte Männer und tranken Bier. Sie mußten auch Hunger haben, sie sahen mir immer auf die Finger. Das zweite Stück schmeckte noch besser als das erste.

Und jetzt wurde ich ganz frech. Kerzengerade ging ich in die Küche und sagte:

„Tante, wenn Du mir nichts mehr gibst, sage ich, woher Deine Bachhühner stammen!“

„Laushub!“

Bald hätte ich zwei Ohrfeigen auf einmal ausgefakt. Im letzten Augenblick duckte ich mich noch. Ich blieb fest. Da hielten die Frauen Rat. Ich bekam noch ein Stück und noch ein Stück, wurde aber droben in eine Dachkammer gesperrt. Später, als ich mit beiden Fäusten an die Tür trommelte, brachte mir die Mutter Brat-

würste auch noch, und ich hörte, wie sie unten das „arme Dorfschulmeisterlein“ sangen.

Auf einmal wurde mir schlecht. So schlecht! Ging denn das Sterben schon an? —

Zahre später, es war wieder das Peplovitzer Fest gewesen, marschierete ich hinter zwei Lehrern drein.

Sagte der eine, dessen Rockschöße sich haufchten: „Die Bachhühner waren wieder delikat!“

„Sehr wohl!“ fiel der andere ein. „Aber sagen Sie mir, Herr Kollege, ist nicht auch Ihnen schon aufgefallen, daß in Peplovitz die Hühner keine Flügel zu haben scheinen?“

„Flügel? Da hab' ich wirklich nie hingeguckt. Das Fleisch ist zart und rein weiß. Das genügt!“

Der Jüngere entgegnete kein Wort. Ich sagte auch nichts. —

wr. Oller Stiesel. — Als ich mich am Montag um 7 Uhr morgens auf meiner gewohnten Wanderung durch die Stadt befand, hörte ich nicht weit von einer Straßenecke einen Arbeiter auf seinem Rade mit entrüsteter Miene ausrufen: „Oller Stiesel!“ Diese Höflichkeit galt einem etwas tapfzig aussehenden übermüdeten Bahnbeamten, der noch dazu während seines Nachtdienstes etwas zu tief in die Flasche gegudt haben mochte. Der Radfahrer war augenscheinlich mit diesem Untertan Buddes in hemmende Berührung gekommen, denn die vorn am Rade hängende Kaffeekanne schwankte bedenklich. Der Bahnbeamte regte sich über diese sicherlich nicht wohlgemeinte Bezeichnung kaum merklich auf, sondern winkte dem Beleidiger in nicht mißzuverstehender Weise zu, ruhig weiter zu fahren und seine Weisheit bei sich zu behalten. Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der Berliner Wagenführer, einander auf der Straße bei etwaigen kleinen Reibungen die grausamsten Wahrheiten zu sagen und dann unbelümmert weiter zu fahren, ohne die gemüthliche Erregung weiter wirken zu lassen. Auch hier spielt der olle Stiesel eine häufig wiederkehrende Rolle. Was heißt denn nun eigentlich Stiesel? Man ist geneigt, in dieses Wort den Sinn des Unhöflichen, Rücksichtslosen und Tapfzigen hineinzu legen und trifft damit wohl das Richtige. Denn das Wort Stiesel, das richtiger Stüsel lautete, geht zurück auf ein nur im Oberdeutschen zu findendes stauen oder stauen, das mit dem anderen bekannteren niederdeutschen stauen (z. B. Wasser) nichts zu tun hat. Es ist eine Fortsetzung des althochdeutschen stouwan, des mittelhochdeutschen stouwen, stüwen, stoun, stüun, das die Bedeutung anlagen, schelten, Einhalt tun hat, z. B.:

Das man eiliche knecht verordnet, die den Leuten stouwen wollen. (Rarrenschiß, Seite 200.)

Im Bayerischen erscheint es in der finnlircheren Bedeutung von stellen, stügen, stemmen, z. B. den Arm auf den Tisch stauen. Ein Stüsel wäre also zunächst das, was stützt, stemmt, ein Pfahl, Klotz, mithin in bildlicher Bedeutung etwas Starres, Unempfindliches. Heranzuziehen wäre vielleicht noch das Verbum stauen in seiner eigentlichen Bedeutung des Starrseins. Dies Wort ist ebenfalls oberdeutsches Ursprungs und kommt bei schweizerischen Schriftstellern noch heute in der angegebenen Bedeutung vor, z. B. der wie eine Wildsäule stauend zu Pferde saß. (Gottfried Keller, Sinn- gedichte 31.) —

— hl. Chinesische „Rechtspflege“. Ein französischer Beobachter, der Oberstleutnant Verraug, teilt in „Le Tour du Monde“ interessante Einzelheiten mit, die er während der Vogerunruhen und internationalen Besetzung des Landes von 1900/01 gesammelt hat und die über den Gang der chinesischen Rechtsordnung allerlei Neues enthalten. Der Mandarin ist der oberste Gerichtsbeamte seines Distrikts, er hält seine Sitzungen an einem bestimmten Tage ab und spricht frei oder verurteilt, straft oder begnadigt, aber in Wirklichkeit ist nicht er es, der die Entscheidungen herbeiführt, sondern einer seiner Untergebenen, der Rechtsgelehrte. Dieser ist im Grunde die wichtigste Person; er prüft die Fälle, hat sein Ohr überall, er gibt dem Mandarin sein Urteil ab. Darum muß er auch vor allem unbestechlich und unbeeinflussbar sein. In weiser Voraussicht dessen bestimmt das chinesische Gesetz, daß er niemals mit den Parteien direkt verhandeln darf, er soll als unabhängiger Beobachter über dem Ganzen stehen. Doch diese Bestimmung steht wie so viele andere im chinesischen Recht nur auf dem Papier. In Wirklichkeit gibt es kein Land, in dem es bestechlichere Richter gibt, und ungerechtere Urteile gesprochen werden als in China. Nirgends auch ist das Recht mehr in Formalitäten erstarrt, und dennoch gibt es nirgends mehr Prozesse als im himmlischen Reich. Jemand, der sich mit dem Gericht einläßt, wird zunächst einige Monate hingehalten und muß immer wieder bezahlen. Schließlich wird seine Klage angenommen, dafür muß er wieder eine größere Summe bezahlen. Dann rücken einige Unterbeamte bei ihm ein, um die Sache zu untersuchen, setzen sich bei ihm fest, zehren ihn fast bei lebendigem Leibe auf, wie die Dragoner Ludwigs XIV. die armen Eugenotten, und der Chinese ist so gewohnt an diese Ausfugung durch die Gerichtsbeamten, daß er alles geduldig erträgt und doch immer wieder klagt, immer wieder bei allen Streitigkeiten das Recht anruft. Bei den schweren Verbrechen und großen Prozessen erscheint der Mandarin selbst mit seinen Dienern und Experten, die Sache zu besichtigen und zu untersuchen. Diese Sachverständigen müssen ebenfalls bestochen werden, sonst wird man von ihnen kein günstiges Gutachten erhalten. Sie werden dann vielleicht bei einem Mord erklären, wenn der Mörder sein Geld nicht gespart hat, daß der Tod durch einen Unglücksfall herbeigeführt wor-

ben sei, werden vielleicht die Wunden durch Ueberfahren von einem Wagen erklären und durchbliden lassen, daß der Kläger ein gemeiner Verleumder sei. Die Gerichtsverhandlungen finden endlich ohne alle Feierlichkeit unter dem Zusammenlauf einer großen Menschenmenge statt. Frauen treten als Zeugen auf, ihre Kinder an der Brust nährend; Kläger und Angeklagte stehen durcheinander, doch sind alle Angeklagten gefesselt, was sie auch für ein Verbrechen begangen haben mögen. In großen Haufen schauen die Chinesen zu; wie sie selbst immer bereit sein müssen, die Bastonnade zu empfangen, so freuen sie sich auch, dem Vollzug bei anderen zuzusehen. Advokaten gibt es in China nicht. Doch gibt es Vermittler, die zwischen den Parteien eine Veröhnung anstreben. Fürchtet der eine Teil, Unrecht zu bekommen, dann läßt der Vermittler auf seine Kosten den anderen Teil zu einem Mahl, und wenn sie vollgeessen und betrunken sind, suchen die Vermittler sie zu einem Ausgleich zu überreden. Der Vermittler kennt alle Schliche und Ränke des Prozeßverfahrens, weiß, wie man am besten besticht, wie man durch Androhung einer Gegenlage einschüchtert. Auch die Gerichtsdiener helfen vielfach den Parteien. Bei der Verhandlung spielt der Rechtskundige die Hauptrolle. Der Angeklagte leugnet, er ist im Bewußtsein völliger Unschuld; doch der Rechtsgelehrte erklärt, daß er schuldig sei; er muß es sein. Man wendet die Tortur an; zunächst wird er auf den Bauch gelegt und erhält 20 Schläge auf dem entblößten Rücken. Dann neue Fragen, erneutes Leugnen. Nun geht's wieder los; er bekommt Schläge auf die Hände, Ohrfeigen, schließlich 50 oder 100 Stockschläge, bis das Fleisch aufschwillt und Blut fließt. Der Chinese ist weniger nervös als der Europäer, er beharrt in stoischer Ruhe, bis er den Schmerz nicht mehr erträgt und ein Verbrechen eingesteht, das er nicht begangen; der Reiche wird dann eingesperrt und kann sich mit einer größeren Summe wieder loskaufen; der Arme wird gefangen gehalten, solange es dem Mandarin gefällt. So vollzieht sich die chinesische Rechtsprechung, die nach dem Geseze so gerecht und menschenfreundlich ist. In den Gefängnissen sollen eigentlich die Leute milde behandelt werden; trotzdem sterben sehr viele, so daß man sich fürchtet, sie durch die Eingangspforte hinauszuwerfen zu lassen. Sie werden durch in Loch fortgeschafft, das man wieder zugstopft. Dies ist der schrecklichste Schimpf und die schwerste Beleidigung, die man einem Chinesen antun kann. Sein schlimmster Fluch lautet: „Mögest Du durch das Loch aus dem Gefängnis geschafft werden!“ Die Gefangenhaltung gilt nicht eigentlich als Strafe; sie wird auch nicht nach Tagen, Monaten und Jahren abgemessen. Das Gefängnis ist mehr eine Art Wartesaal, in dem man festgehalten wird, bis man durch Bezahlung einer Summe ein Verbrechen sühnt, seine Schulden bezahlt, gestohlenen Gut wiedergegeben hat, oder auch bis es dem Mandarin gefällt, den Betreffenden herauszulassen. Mancher muß freilich bis zu seinem Tode warten. Unter den vielen Strafen des chinesischen Rechts sind die beiden gebräuchlichsten: die Bastonnade und der Bloß, jener Bloß mit Löchern für Kopf und Hände, den der Verbrecher tragen muß. Die Bastonnade hat einen väterlich gütigen Anstrich. Der Gezüchtigte muß sich nachher dreimal vor dem Richter hinwerfen und ihm für die Sorge danken, mit der er darauf bedacht ist, ihn zu bessern und zu erziehen. Für die Schriftgelehrten existiert eine besondere Strafe, die in dem Auswendiglernen von Stellen berühmter Schriftsteller besteht. Verbannung kommt häufig vor, und es gibt verschiedene Formen der Todesstrafe, von der Zufendung des seidenen Stricks an hohe Beamte bis zur Erdrosselung und dem Kopfabschneiden.

Geographisches.

ss. Eine geheimnisvolle Insel, über deren Vorhandensein man noch immer nichts Sicheres weiß, soll im nordöstlichen Teil des Stillen Ozeans zwischen der meganischen Küste und den Hawaii-Inseln gelegen sein. Es scheint fast unglaublich, daß in diesem Meeresgebiet noch igernd ein Stück Land unentdeckt geblieben sein sollte, aber der betreffende Streifen des Westmeeres zwischen dem 15. und 19. Breitenkreis und dem 132. und 139. Meridian westlicher Länge liegt gerade außerhalb des regelmäßigen Schiffsverkehrs. Die meisten Berichte über das Bestehen von Land in diesen Regionen stammen von Walfangschiffen aus dem ersten Teil des vorigen Jahrhunderts. Kapitän Beechey auf dem Schiff „Vlossom“ besuhr diesen Meeresteil 1827 ohne Anzeichen von Land wahrzunehmen; dagegen kam der Kapitän Belcher 1837 nach der Beobachtung von Vögeln zu der Ueberzeugung, daß die Berichte über das Vorhandensein einer Insel begründet sein müßten. 1839 nahm ein Schiff der von den Vereinigten Staaten zur Erkundung des Stillen Ozeans entsandten Expedition unter Wilkes seinen Weg durch das zweifelhafte Gebiet, vermochte aber die schwebende Frage gleichfalls nicht zu lösen. Man schenkte den alten Behauptungen weiterhin Glauben, bis 1899 Professor Agassiz mit dem Regierungsdampfer „Albatros“ die Meeresszone durchfuhr, ohne Land zu sichten, während gleichzeitig Tiefen von 2700 Faden und mehr gelotet wurden. Danach hätte man wahrscheinlich den alten Glauben an die geheimnisvolle Insel endgültig aufzugeben, wenn nicht 1902 Kapitän Latock auf dem Dampfer „Australia“ wieder auf der Fahrt zwischen San Francisco und Tahiti ein auffallend seichtes Meer gefunden hätte. Es wird zu Gunsten der alten Vermutung noch das Schicksal der amerikanischen Korvette „Levant“ angeführt, die 1860 zwischen Hawaii und Panama zugrunde ging. Das Wrack wurde 1861 gefunden und schien zu zeigen, daß das Fahrzeug an einem Felsen gescheitert sein mußte.

Da noch immer ein Gebiet des Ozeans von etwa 75 000 Quadratkilometern unerforscht geblieben ist, kann die Existenz einer Insel oder eines Riffs nicht sicher verneint werden.

Humoristisches.

— Die drei Wunderrabbis. Aaron, Citron und Goldfaden sitzen zusammen und erzählen sich merkwürdige Geschichten von wunderthätigen Rabbinern aus ihrer polnischen Heimat. Aaron weiß von einem zu erzählen, der brachte einmal abends zehn Personen mit nach Hause, daß sie bei ihm speisen sollten. Wie seine Frau den unwillkommenen Besuch gesehen hat, ist sie außer sich gewesen und hat gerufen: Gott, ich hab doch bloß Fisch für zwei Personen im Röhr, wie sollen satt werden so viele Menschen? Da hat der Rabbiner gesagt: mach auf das Röhr und sieh nach? Was soll ich Euch sagen? Wie die Frau geöffnet, haben statt der zwei Portionen dargelegen zwölf Portionen Fisch, und alle zwölf haben sich sattgeessen daran! Das ist sehr merkwürdig, meinte Citron, aber ich hab' von einem Rabbiner gehört aus meiner Vaterstadt, der hat einmal noch ein größeres Wunder getan. Er hat sich niedergesetzt mit einem anderen zu einem Spiel Karten, was man dort nennt „Doko“. Hat jener aufgedeckt vier Könige, was ist fast der höchste Trumpf und hat gemeint, er muß gewinnen. Da bedt mein Rabbiner auf und was meint Ihr, was er hat gehabt? Fünf Affe! Nu, das ist doch gar nicht möglich! ereifert sich Aaron, wie sollen fünf Affe hineinkommen in eine Taille Karten? Und so streiten sie sich hin und her, bis Citron austruft: Laß Du nach von Deine Fisch, werd' ich nachlassen von meine Karten! Da meldet sich Goldfaden zum Wort: Ich glaub' an das, was Du gehört hast von dem Fisch und an das, was Du hast gehört von den Karten, aber jetzt will ich Euch erzählen etwas, was ich selbst hab' gesehen mit meinen eigenen Augen: geht da der Rabbi von meiner Stadt übern Markt und trifft einen kranken Jungen, der auf Krücken humpelt. Da geht er an ihn heran und spricht: Junge, kennst Du mich? Ich bin der große Wunderrabbi und mein Wort geht in Gottes Ohr. Und ich sage Dir: werf weg die Krücken! Nu — und? — Wie weiter? Wie der Knabe das hört, wirft er wirklich fort die Krücken. Und ist gesund gewesen? fragen Aaron und Citron mit staunenden Gesichtern. Nein; wie er fort wirft die Krücken, ist er gleich umgefallen und liegen geblieben. Nu?? Wo ist das Wunder?? Ein Wunder ist es nicht, aber das hab' ich gesehn mit meinen eigenen Augen! („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Ausgerungen. Das „Neue Magazin für Literatur“ wird am 1. April mit den „Monatsblättern für deutsche Literatur“ (Deutscher Kultur-Verlag, Berlin) verschmolzen. — Carlot Reulings Komödie „Der Mann im Schatten“ geht am Sonntag nachmittag im Lustspielhause in Szene. — „Totes Leben“, ein dreiaktiges Schauspiel von Walter Müller-Waldenburg, wird im Schiller-Theater zu Zürich die Uraufführung erleben. — In Landsbut in Bayern wird im August das von G. Schaumberg verfaßte Festspiel „Die Landshuter Hochzeit 1475“ aufgeführt werden. — D'Annunzios neue Tragödie „Die Fadel unter dem Scheffel“ wurde bei der Uraufführung in Mailand abgelehnt. — „Ballhall in Not“, ein musikalisches Singspiel in drei Akten von Otto Reikel geht am Sonnabend im Stadttheater zu Bremen zum erstenmal in Szene. — Heinrich Bügels Gemälde „Unter den Weiden“ ist für das Wallraf-Richarz-Museum in Köln erworben worden. — Der erst im Jahre 1851 in Nordamerika eingeführte Hauszäpferling hat sich in der Zwischenzeit derart vermehrt, daß er zu einer allgemeinen Landplage geworden ist. Verschiedene Staaten haben Hunderttausende ausgegeben, ohne auch nur eine bemerkbare Verminderung des Schädlings, der jährlich fünf bis sieben Brutten großzieht, zu erzielen. Wie er sich anderen Vögeln gegenüber benimmt, schildert ein Beobachter also: „Alle Nistkästen und Höhlungen für Blaubögel nimmt er für sich in Beschlag, und noch ehe die Schwalben aus dem Süden heimkehren, hat er in deren vorjährigen Nestern bereits seine erste Brut großgezogen. Die Nester des Robin und anderer Vögel zerzaust er und trägt das Material zum eigenen Neste. Die für die prachtvolle purpurfärbende Martinschwalbe bestimmten Schwalbenhäuser mit ihren vielen Ristabteilungen besetzt er gleichfalls lange, bevor die rechtmäßigen Besitzer eintreffen, die sich dann scheuen, mit dem Raufbold sich zweifelslos herumzubalgen und lieber das Gehöst verlassen.“ — Auf der Sternwarte in Nizza wurde ein neuer Komet entdeckt. Er steht im Sternbild Orion, seine Helligkeit ist sehr gering. Die scheinbare Bewegung ist nach Nordosten gerichtet.